

Schiffbruch mit Zuschauer

Predigt – Triptychon

zur Geschichte von der Sturmstillung

in den synoptischen Evangelien

Januar/Februar 2019

Der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Lüneburg-Uelzen
gewidmet zum 60. Jahr ihrer Reise durch ruhige und durch
stürmische Zeiten und Gewässer.

I Vom schönen Leben – Lebensangst und Lebensträume

Die Sturmstillung nach Matthäus 8, 23-27

*Dann stieg Jesus in das Boot, und seine Jünger folgten ihm.
Da erhob sich ein grosser Sturm auf dem See, so dass das Boot von den
Wellen überrollt wurde; er aber schlief.
Da traten sie zu ihm, weckten ihn und sagten: Herr, rette uns, wir gehen unter!
Und er sagt zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen! Dann stand
er auf und schrie die Winde an und den See; da trat eine grosse Windstille ein.
Die Menschen aber wunderten sich und sagten: Was ist das für einer, dass ihm
selbst Wind und Wellen gehorchen?*

Liebe Gemeinde,

das Leben als Schiffsreise. Das ist ein sehr altes Symbol mit sehr starken
emotionalen Seiten.

Das Schiff als überschaubarer und begrenzter Lebensraum. Es schenkt Schutz und Geborgenheit.

Die Fahrt auf dem offenen Wasser, in dem Element, in dem wir nicht überleben könnten.

Der Sturm als Symbol für die Erschütterungen im Leben.

Das Sehnsuchtsbild von der Reise zu neuen und unbekanntem Ufern – mit Gefühlen von Freiheit, Glück, Wind, Sonne, dem Geschmack von Salz auf der Haut.

In viel schönerer Umgebung als in unserem Gemeindesaal mit unserem Gemeindebrunch am heutigen Sonntag im Brunchgottesdienst zelebrieren Touristikkonzerne die verlockenden Seiten dieser maritimen Lebenssymbolik. Kreuzfahrten sind ein Sinnbild für den Wunsch nach einem schönen Leben.

Immer größere Dampfer laufen vom Stapel.

Wenigstens einmal im Leben auf einer solchen Traumfabrik über die Ozeane schippern – auf einer der Traumrouten hin zu den begehrenswerten Zielen – in der Karibik, durch das Mittelmeer, im Nordatlantik. Das ist für viele ein Traum – teuer, luxuriös – und etwas ganz Besonderes und Wertvolles.

Das Leben auf den Sonnendecks, in Cocktailbars und mit den vielen Gängen bei den zahllosen Mahlzeiten, die man zu sich nehmen kann – es umweht ein Hauch von Schlaraffenland und Elysium.

Diese Schiffe sind in gewisser Hinsicht zugleich ein Sinnbild für unser modernes Leben.

Wir sind umgeben von Technik, die unvorstellbare Leistungen vollbringt. Unser Leben ist strukturiert, vernetzt und optimiert, dass uns das Dasein vorkommt wie eine absolut sichere und verlässliche Welt. Sicherheit, Verlässlichkeit, Nachhaltigkeit, sie sind uns absolut wichtig.

Ein Kreuzfahrtdampfer wirkt wie eine fest gegründete, rational organisierte Stadt mit allen Vorzügen moderner Technik.

Aber es sind Schiffe. Sie sind nicht fest gegründet und verankert. Sie fahren.

Ein Schiff hat keinen festen Boden unter den Füßen. Es schwimmt.

Es gibt auch Schiffsunglücke mit diesen riesigen Schiffen.

Aber im Grunde ist so etwas eigentlich unvorstellbar. Bei der Costa Concordia war es ja auch das Versagen des Kapitäns.

Kreuzfahrtschiffe verkörpern unsere Sehnsucht nach dem schönen Leben, nach Sicherheit, Unbeschwertheit, Zufriedenheit.

Die meisten von uns haben gar nicht den Wunsch, ein Leben in unbeschwertem Luxus führen zu können. Viele träumen nicht einmal von einer Fahrt auf einem solchen Dampfer.

Die Familie, Menschen, die wir lieben, die uns lieben – das ist schon die höchste Erfüllung von einem schönen Leben für die meisten von uns. Aber wenn wir das alles sicher haben könnten, wäre es gut.

Genügend Geld wäre auch schön, damit wir unser Auskommen haben und damit wir uns nicht zu viele Sorgen machen müssen.

Ein Schulabschluss, eine gute Ausbildung, genug, um damit später das eigene Leben bestreiten zu können.

Das sind noch keine Gepäckstücke, die an eine Traumreise denken lassen. Eher sind es ganz normale Wünsche für ein ganz gewöhnliches Leben.

Und doch wünschen sich die meisten von uns, dass es gerade in dieser Art ein schönes Leben ist,
ein erfülltes Leben,
ein glückliches Leben.
Mit Höhepunkten, auf die man hinarbeiten und die man dann genießen kann.

Die Ziele, die sich die meisten von uns im Leben setzen, sind heute allein für sich genommen alles andere als leicht zu erreichen.

Ein Schulabschluss – ja, aber ein herausragender muss es sein, damit man überhaupt eine Chance auf einen Ausbildungsplatz oder einen Studienplatz hat.

Eine Arbeitsstelle – ja, aber damit ist heute noch längst nicht gesagt, dass man nach einer Vierzigstundenwoche mit dem Lohn auch eine Familie ernähren kann – und dass es diesen Beruf in zwanzig Jahren überhaupt noch gibt.

Und selbst solch einen Job, den es vielleicht bald nicht mehr gibt, muss man erst einmal bekommen.

Der Druck auf jeden Einzelnen ist enorm. Sowohl der Leistungsdruck als auch der Druck, ins Schema zu passen – für eine Gesellschaft, die dem Einzelnen immer mehr auferlegt.

Und dazu noch der Druck, dass man ja letztlich ganz allein dafür verantwortlich ist, dass das Leben auch noch ein schönes wird.

Ein bisschen ist es tatsächlich so wie in der kurzen Szene von Sten Nadolny aus „Die Entdeckung der Langsamkeit“ über den Polarforscher Joseph Franklin: *Der Beamte in der Seebehörde bekam einen leidenden Gesichtsausdruck, als John sagte, er wolle auf Entdeckungsreise fahren.*

„Entdeckt ist doch schon alles“, sagte der Mann, „wir müssen es nur noch bewachen.“

Entdeckt ist doch schon alles – was wir vom Leben erwarten können und sollten.

Entdeckt ist doch schon alles. Das, was wir haben an Wohlstand müssen wir verteidigen – so viel mehr wird's wohl nicht werden.

Wir müssen es vor allem bewachen und bewahren.

Wer etwas bewacht, hat in der Regel Angst.

Er könnte etwas verlieren – das Entscheidende. Das, was wir wirklich brauchen, damit es uns gut geht. Das Geld und die Sicherheit, die Gesundheit, die Menschen, die wir lieben und mit denen wir zusammenleben möchten.

Und aus dieser Angst heraus kann man es aufgeben, auf Entdeckungsreise zu gehen, neugierig und gespannt auf alles, was das Leben bieten kann – für jede und jeden auf eine ganz eigene Weise – selbst wenn alles schon unzählige Male erlebt worden ist.

Diese Entdeckungsreise zu wagen und sie auch zu genießen, ist nicht einfach. Es gibt so viel, wovor wir Angst haben – auch wenn wir das niemals zugeben würden, nicht einmal vor uns selbst. Meist verstecken wir es hinter einer Maske aus Coolness und Abgeklärtheit.

Die Geschichte von der Sturmstillung ist eine wunderbare Geschichte. Sie zeigt den Moment, in dem diese Fassade, diese Coolheit vom Gesicht fällt. Der verletzte Kern kommt zum Vorschein – die große und unbeherrschbare Angst.

Wir haben alle keinen sicheren Boden unter den Füßen, nur schwankende Planken. Darin ist die Reise auf einem Schiff so treffend als Vergleich mit unserem Leben.

Sie ist ein Bild für uns als Gemeinschaft, als Kirche und Gemeinde.

Dann stieg Jesus in das Boot, und seine Jünger folgten ihm.

Da erhob sich ein grosser Sturm auf dem See, so dass das Boot von den Wellen überrollt wurde; er aber schlief.

Da traten sie zu ihm, weckten ihn und sagten: Herr, rette uns, wir gehen unter!

Wenn wir uns diese Geschichte als Bild vor Augen stellen, dann springt uns ein greller Gegensatz entgegen. Wir sehen das Boot, von Wellen hin- und hergeworfen, von Wasser überspült und kurz vorm Kentern. – Und wir erblicken mitten in diesem Sturm Jesus, der sich in diesem Boot ausgestreckt hat und seelenruhig schläft. Wir sehen die Panik und das Entsetzen der Jünger. So haben sie sich die Schiffsreise nicht vorgestellt. Es ist ein Albtraum, der Wirklichkeit geworden ist.

Seit jeher haben Menschen in diesem Bild das ausgedrückt gefunden, was unserem Leben immer wieder droht – und was manchmal auch passiert. Dass wir in eine Situation geraten, in der alles über uns zusammenschlägt.

Das ist dann alles andere als ein schönes Leben.

Wenn eine Krankheit in unser Leben tritt – bei uns selbst oder auch dem Menschen, den wir über alles lieben.

Wenn uns die Probleme über den Kopf wachsen, so dass wir nur noch Panik in uns verspüren.

Wenn wir einen Menschen verlieren, der uns unbeschreiblich viel bedeutet.

Wenn wir über unser Leben nachdenken und auf einmal erschrecken, weil es so ganz anders ist, als wir es uns erträumt haben.

„Herr, rette uns, wir gehen unter!“

So schreien die Jünger den schlafenden Jesus an voller Angst und Grauen.

Was haben die Jünger wohl gedacht, als sie Jesus schlafen sahen mitten im tosenden Sturm?

Diesen Anblick werden sie wohl ihr ganzes Leben nicht vergessen haben. Und wie uns diese Geschichte erzählt wird, soll sich *uns* gerade dieses Bild tief in unser Herz einprägen.

Denn es kann uns selbst Ruhe in unserem Inneren verleihen. Wir mögen uns rings umher von allem bedrängt fühlen. Wir mögen denken, dass wir untergehen. Aber die Möglichkeit der Ruhe und der Geborgenheit – sie ist da, mitten im Sturm, mitten im Getöse. Jesus schläft. Als könnte ihn nichts in der Welt stören und aus dem Gleichgewicht bringen. Egal, wie hoch die Wellen sind – so will uns die Bibel sagen – egal, in welche Situation du in deinem Leben geraten magst – du kannst innerlich ruhig bleiben.

Wenn es in der Frage 1 im Heidelberger Katechismus heißt: *Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?*

So ist genau das damit gemeint.

Du kannst getröstet sein. Du kannst innerlich ruhig werden. Zuversicht kann Dich durchströmen, wenn Du auf diesen Jesus blickst, der dort seelenruhig im tosenden Sturm schläft. Du kannst es bestimmt nicht. Du wirst es wahrscheinlich nie können. Aber das ist nicht entscheidend.

Du gehörst zu ihm. Er ist bei Dir. Er verleiht Dir den nötigen Halt, indem Du auf ihn vertraust, Dich von seiner Ruhe anstecken lässt.

Das empfinde ich als schönes und mutmachendes Bild.

Es sagt uns, dass wir in unserem Leben nicht vor Stürmen bewahrt bleiben, aber das wir darin nicht allein sind.

Es ist auch nicht schlimm, wenn uns in manchen Situationen das Herz in die Hose sackt, oder wenn uns die Knie schlottern.

Wir sitzen alle im selben Boot. Wir treiben alle auf einem Meer.

Und Jesus ist dabei – meist ruhig und still wie im Schlaf.

Was seid ihr so furchtsam? so fragt Jesus seine Jünger. Dann bringt er den Wind und die Wellen zur Ruhe. Da ward eine große Stille.

Alle sitzen in einem Boot, auch bei den angsterfüllten Jüngern tritt diese Stille ein.

Es gibt keine weitere Standpauke, kein Angstbewältigungsprogramm auf stürmischer See, nichts, was sie als Abhärtung leisten müssen. Es kehrt Ruhe ein. Die Jünger bekommen das, was sie jetzt am nötigsten haben, um nicht innerlich zu versinken.

Es hätte ihnen nichts genutzt, wenn Jesus ihnen gesagt hätte: Das reicht doch, wenn ihr auf mich schaut, wie ich da liege und schlafe wie ein Murmeltier.

Für uns ist das gesagt, damit wir uns diesen Anblick im Herzen einprägen und damit dieses Bild in uns aufsteigt, wenn uns das nächste Mal das Wasser innerlich bis zum Hals steht – damit wir dann ruhig werden können.

Wir sitzen alle in einem Boot – mit unserem Herrn Jesus an unserer Seite. Was uns in den stärksten Stürmen und in der rauesten See die nötige Ruhe schenkt, das gibt uns an ruhigeren Tagen erst recht die nötige Kraft.

Mit dieser Gewissheit und mit diesem Vertrauen können wir wirklich auf Entdeckungsreise in unserem Leben gehen. Das bedeutet, dass wir nicht ständig wie Wachleute unser Leben in Acht haben und bewachen müssen, damit wir all das bewahren, was wir schon entdeckt haben, was wir angesammelt und gewonnen haben, vorsichtig und ständig auf der Hut vor dem möglichen Verlust.

Gemeinsam sitzen wir alle in einem Boot. Und wir sind nicht auf einer Kreuzfahrt auf einer festgelegten Route, sondern auf wirklich offener und freier See.

Wir stärken uns gegenseitig – als Schiff, das sich Gemeinde nennt. Gemeinsam können wir uns aneinander verschenken – unsere Ideen, unsere Zeit, unsere Kraft, mit der wir anderen Angst nehmen und ein Stück Geborgenheit geben können.

Gemeinsam freuen wir uns an den vielen Entdeckungen, die jeder von uns immer noch jeden Tag machen kann.

Amen.

II Heft Godt hyr Trost gegeben

Die Sturmstillung nach Markus 4, 35-41

Und [Jesus] sagt zu ihnen am Abend dieses Tages: Lasst uns ans andere Ufer fahren.

Und sie liessen das Volk gehen und nahmen ihn, wie er war, im Boot mit. Auch andere Boote waren bei ihm.

Da erhob sich ein heftiger Sturmwind, und die Wellen schlugen ins Boot, und das Boot hatte sich schon mit Wasser gefüllt.

Er aber lag schlafend hinten im Boot auf dem Kissen. Und sie wecken ihn und sagen zu ihm: Meister, kümmert es dich nicht, dass wir untergehen?

Da stand er auf, schrie den Wind an und sprach zum See: Schweig, verstumme! Und der Wind legte sich, und es trat eine grosse Windstille ein.

Und er sagte zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?

Und sie gerieten in grosse Furcht, und sie sagten zueinander: Wer ist denn dieser, dass ihm selbst Wind und Wellen gehorchen?

Liebe Gemeinde,
die Welt ist aus den Fugen.

Vieles, was geschieht, ist gegen alle Vernunft.

Jeder Mensch will doch einfach sein Leben in Frieden führen.

Und doch gibt es so viel Krieg. Es gibt Verfolgung. Menschen müssen fliehen und ihre Heimat verlassen.

Und keiner tut etwas dagegen.

Die politischen Mächte wirken ohnmächtig oder skrupellos. Sie bewirken noch mehr Chaos, als wenn ihnen alles völlig egal ist.

Die Unzufriedenheit wächst. Viele Menschen stecken voller Aggression und Hass.

Es passiert einfach.

Jeden Tag legen neue Schiffe an.

Menschen steigen aus. Sie bleiben einfach.

Die Stadt platzt fast aus allen Nähten.

Keiner weiß, wie man so viele Menschen unterbringen soll.

Die Ankommenden sind Menschen in Not, ganz gewiss.

Aber warum kommen sie alle hierher?

Solche Gedanken werden manche Emdener Bürger beschäftigt haben, als die Flüchtlingsströme aus den Niederlanden Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in die Stadt drängen.

Innerhalb kurzer Zeit wächst die Stadt am Dollart zu einer der größten Hafenstädte in Europa, größer als London.

So findet sich im Doktor Faustus des englischen Dichters Christopher Marlowe die Zeile: „An Macht und Ehr! Ei wohl, mein soll die Herrschaft Emden werden!“

Als am Anfang des 17. Jahrhunderts die Flüchtlingsfamilien wieder zurück in ihre Heimat zurückkehren, kommt es in Emden zu einer wirtschaftlichen Depression.

Die Nachfahren der Flüchtlingsfamilien schenken der Stadt Emden 1660 aus Dankbarkeit ein Sandsteinrelief. Es wird am Diakonentor der Großen Kirche angebracht, an der Moederkerk, der Mutterkirche, wie sie von den Niederländern zärtlich genannt wird. Dort ist es heute noch zu sehen.

Das Relief zeigt eine holländische Tjalk in bewegter See. Darum herum geschrieben die Worte: Godts Kerck, vervolgt, verdreven, heft Godt hyr Trost gegeben.

Gottes Kirche, verfolgt, vertrieben, hat Gott hier Trost gegeben.

Das Relief bezieht sich auf die Geschichte von der Sturmstillung. So wie die Jünger sich im Sturm mitten auf hoher See fürchten und wie sie von Jesus gerettet werden, so haben die Flüchtlinge einen Ruheort und eine Zuflucht gefunden in der Stadt Emden. In dem Sturm der Weltgeschichte, der sie durch die spanische Unterdrückung an den Dollart gespült hat, erfahren sie geschwisterliche Barmherzigkeit, Hilfe und Rettung.

In dieser Hilfe haben sie die Gegenwart Jesu erkannt, die Wellen und Wind verstummen lässt.



Schepken Christy von 1660, Johannes a Lasco Bibliothek, Emden

Das war eine äußerst einfühlsame und tiefe Interpretation. Die holländischen Flüchtlinge verbanden die Geschichte von der Sturmstillung in den Evangelien mit ihrem Schicksal.

Darauf muss man erst einmal kommen.

Ich glaube, wir wundern uns heute gar nicht mehr genug darüber, auf welche großartigen Ideen Menschen vor uns gekommen sind, wenn sie ihre Lebenserfahrungen in den biblischen Geschichten gespiegelt sahen.

Wir wissen es immer schon.

Das Schepken Christy – das ist das Erkennungszeichen der reformierten Kirche. So kennen wir es.

So sind wir es gewohnt.

Es bewegt uns nicht mehr.

Die niederländischen Glaubensflüchtlinge haben damals erkannt, was für ein starkes existenzielles und gemeinschaftsstiftendes Symbol diese Geschichte birgt.

Ich möchte versuchen, das Bewusstsein dafür zurück zu gewinnen.
Dafür kontrastiere ich das Schiff aus den Evangelien mit der Geschichte von einem Schepken aus unserer Zeit.

In Emden sah ich beim Filmfest den beeindruckenden Film „Styx“ von Wolfgang Fischer.

Es ist ein Film, an dem Segler ihre Freude haben müssen.
Es sind atemberaubend schöne Bilder darin.
Ein Hochseesegler sagte nach der Vorführung, dass der Film sehr authentisch und realistisch ist.

Die Notärztin Rike sucht Erholung von ihrem anstrengenden beruflichen Dienst in einer deutschen Großstadt.

Ganz allein will sie von Gibraltar aus auf einem Motorsegelboot zur Atlantikinsel Ascension Island fahren.

Das ist die Insel, auf der Charles Darwin einst einen künstlichen Dschungel, ein kleines Inselparadies anlegen wollte.

Der Film zeigt eine Zeit lang, wie die starke Frau ganz allein mit dem Einhandsegler auf dem Meer fährt.

Sie genießt das Alleinsein.

Sie liest, döst in der Sonne.

Bei windstiller See springt sie mit einer Sicherheitsleine von Bord. Sie schwimmt und freut sich an dem Gefühl völliger Freiheit, als sie von außen auf das Segelboot blickt.

Ganz allein ist sie Kapitänin und Seefahrerin. Sie kann tun und lassen, was sie möchte.

Allein trotz sie den Elementen.

Sie gerät in einen tosenden Sturm. Er fordert sie bis zur Erschöpfung.

Als sich die See legt, entdeckt Rike vor der afrikanischen Küste ein großes Fischerboot. Sie versucht Funkkontakt aufzunehmen, erhält aber keine Antwort.

Das Schiff ist manövrierunfähig und ziemlich kaputt. Darauf sitzen Dutzende Flüchtlinge fest – zu viele, um ihnen zu helfen mit ihrem eigenen Boot.

Rike alarmiert die Küstenwache. Sie fleht die Beamtin über Funk an, Hilfe zu schicken. Die Menschen auf dem Boot sind in auswegloser Not. Die ersten springen von Bord als sie das Segelboot sehen und ertrinken im Meer.

Rike bekommt die strikte Anweisung, sich dem Schiff nicht zu nähern.
Ein Junge schwimmt von dem Flüchtlingskahn zu ihrem Segelboot.

Sie holt ihn an Bord, kümmert sich um ihn.

Aber sie muss immer stärker ihre Ohnmacht und Hilflosigkeit einsehen.
Der Junge bettelt sie an, er attackiert sie, damit sie ihr Boot an das havarierte Flüchtlingschiff heranbringt.

Sie soll helfen, Menschenleben retten.

Beim Anschauen des Dramas zwischen den beiden stellt man sich unwillkürlich immer wieder die Frage, wie man selbst in einer solchen Situation handeln würde.

Die Hilfe der Küstenwache bleibt den ganzen Film über aus.
Ein Schiff kommt erst ganz am Ende.

Diese Frau, allein auf ihrem Segelboot inmitten der Flüchtlingskatastrophe unserer Tage ist wie ein Symbol für die Schwierigkeiten und für die innere Hilflosigkeit, mit der wir alle vor den ethischen Herausforderungen unserer Zeit stehen.

Was sie auch in dieser Situation tut, es fühlt sich falsch an und verschlimmert das Leid.

Ausweglos erscheint ihre Lage.

Auf ihrem Boot lagern 100 Trinkwasserflaschen für eine Person. Auf dem Flüchtlingskahn ist wahrscheinlich nicht einmal eine Flasche Wasser für 100 Menschen.

Styx, das ist der Fluss aus der griechischen Mythologie. Er trennt die Welt der Lebenden von der Welt der Toten – und von der Trennung zwischen der Welt der Lebendigen und der Totgeweihten erzählt dieser Film.

Wir alle nehmen die wachsenden Probleme wahr und die Ungerechtigkeit, in der Güter und Gefahren auf der Welt verteilt sind.

Gerade in den ersten Wochen des neuen Jahres haben die Flüchtlingsströme über das Mittelmeer wieder zugenommen – und auch die Zahl der Ertrinkenden.

Es heißt, wir müssen die Lebensbedingungen in den Ländern verbessern, aus denen die Menschen fliehen.

Aber es kommen immer weitere Länder hinzu, in denen die Lebensbedingungen unerträglich werden.

Und die alten Katastrophen lassen sich nicht überwinden: in der Ostukraine, in Afghanistan, Syrien, in vielen Ländern Afrikas.

Es kommen Menschen an die Macht, die für immer mehr Zündstoff sorgen.

Die Stimmung beim Weltwirtschaftsgipfel in Davos war so niedergedrückt und angstbeschwert wie noch nie.

Der ganze Planet scheint ins Ungleichgewicht geraten.

Die Versuchung ist groß, den Kopf in den Sand zu stecken und das Leben zu genießen. So als wenn Rike ihr Boot einfach abdrehen und wegsegeln würde.

Der Film Styx versucht uns vor Augen zu führen, dass so eine Haltung nicht mehr möglich ist. Die brutale Realität kann uns überall einholen und uns mit kaum lösbaren Problemen konfrontieren.

Vor diesem Hintergrund empfinde ich es noch beeindruckender, wie die holländischen Glaubensflüchtlinge damals die Geschichte von der Sturmstillung für sich entdeckt haben.

Und wie sie den Emdern nahegelegt haben, sich selbst durch diese Geschichte zu sehen.

Die Emden empfanden gewiss oft genug Angst, Wut, Ungewissheit, Hilflosigkeit.

Aber wenn manche vielleicht mit knirschenden Zähnen geholfen haben – die Flüchtlinge haben es erlebt wie die behütende Hand Jesu Christi. Jesus hilft ihnen in ihrer Not, so wie den Jüngern auf dem Boot.

Für die Flüchtlinge ist das ein Zeichen, das ein anderer über Leben und Tod steht als die politischen Mächte ihrer Zeit – nämlich Gott selbst als Herr über seine Schöpfung.

„Wer ist denn dieser, dass ihm sowohl der Sturm als auch der See gehorchen?“

Nur von Gott wird so etwas gesagt in Psalm 89: *Du herrscht über das ungestüme Meer, du stillst seine Wellen, wenn sie sich erheben.*

Das Besondere an der Variante dieser Geschichte bei Markus ist der Dialog zwischen Jesus und seinen Jüngern.

Meister, kümmerst es dich nicht, dass wir untergehen?

Bei Matthäus flehen ihn die Jünger direkt an: *„Herr, hilf! Wir kommen um!“*

Bei Markus ist der Zweifel mit aufgenommen. Kümmerst es Gott, was wir erleben und erleiden?

Sieht er, vor welchen unlösbaren Problemen wir stehen?

Oft leiden wir am Schweigen und an der Unsichtbarkeit Gottes.

In manchen Situationen erfüllt uns diese Unsichtbarkeit vielleicht sogar mit erhebenden Gefühlen. So wie Rike, die schwimmend auf ihr Boot blickt und ihre Freiheit empfindet.

Wenn wir in Schwierigkeiten stecken, kippt dieses Gefühl in eine abgrundtiefe Einsamkeit. Wir fühlen uns alleingelassen.

Wir drohen zu versinken in einem Meer aus Zweifeln und unlösbaren Fragen.

Die Erzählung von Markus setzt dabei eines voraus. Die Jünger wissen, dass sie nicht selbst die Not wenden können. Jesus aber kann es. Es klingt ein Vorwurf heraus:
„Du Jesus, kümmerst dich nicht um uns. Du liegst einfach da auf deinem weichen Kissen.“



Da stand er auf, drohte dem Sturm und sagte zur See: „Schweig! Verstumme!“

Altarbild mit der Sturmstillung in der Gertrudenkapelle in Uelzen

Jesus befiehlt den Elementen, wie er vorher im Markusevangelium Dämonen beschworen hat.

Als eine große Stille einkehrt, nimmt Jesus den Vorwurf der Jünger auf. Er antwortet selbst mit einem Vorwurf: *„Warum seid ihr so feige? Habt ihr noch keinen Glauben?“*

Markus spricht in seinem Evangelium immer wieder vom Glauben. Für ihn ist dieser Glaube streng auf die Person Jesu bezogen. In Jesus kommt Gott selbst mit seinem Reich, mit seiner Wirkkraft in die Welt hinein.

Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen.

So spricht Gott zu Jesus in seiner Taufe am Jordan.

Mit Jesus, in seinen Worten und in seinem Handeln richtet Gott sein Recht auf, das, was wirklich gilt in dieser Welt.

Aber zugleich ist das auch ein besonders hervorstechendes Motiv beim Evangelisten Markus: Oftmals verstehen die Jünger nicht, was sie erleben. Sie verstehen nicht, wer Jesus ist. *„Wer ist denn dieser, dass ihm sowohl der Sturm als auch der See gehorchen?“*

Auf die Worte Jesu im Boot reagieren die Jünger mit Furcht. An dieser Stelle spielt Markus mit einer Zweideutigkeit.

So, wie Jesus den Sturm und die Wellen beschwört, ist das wie eine echte Gotteserscheinung in den Geschichten des Alten Testaments. Und die richtige Reaktion auf eine Gotteserscheinung ist dort immer Furcht.

Aber Jesus ist nicht Gott, sondern der geliebte Sohn. In ihm wirkt Gott und richtet seine Herrschaft auf.

Die richtige Reaktion darauf nach Markus ist der Glaube.

Später in seinem Evangelium lässt Markus Jesus diese Worte sagen: *Habt Glauben an Gott! Wahrlich, ich sage euch: Wer zu diesem Berge spräche: Heb dich und wirf dich ins Meer! Und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, dass geschehen werde, was er sagt, so wird's ihm geschehen.*

Glaube kann Berge versetzen.

In den Jüngern ist dieser Glaube allenfalls zweideutig sichtbar. Sie glauben, aber ihr Herz ist oftmals voller Zweifel. Und fast immer verstehen sie nur wenig.

Aber das wenige reicht aus, um andere etwas von der Nähe Jesu spüren zu lassen – wie die holländischen Glaubensflüchtlinge es erfahren haben. Es genügt, um das Unmögliche zu versuchen. Wir wenden uns nicht ab. Wir versuchen, anderen zu helfen und den Gefahren und Problemen mit Zuversicht zu begegnen, so verrückt, so aussichtslos es oft erscheinen mag.

Vielleicht, indem wir uns auf ein Auslandsjahr einlassen, so wie Julian es unternommen hat. Er ist nach Südafrika gegangen. Er hat die Schönheiten des Landes gesehen und seine unvorstellbaren Probleme kennengelernt. Oder indem wir hier in unserem Umfeld Menschen helfen, ihnen Mut machen, sie vom Zweifel und von der Wut zu befreien versuchen.

Sabine Dreßler, früher Pastorin in der reformierten Gemeinde in Braunschweig und jetzt Referentin für Menschenrechte bei der EKD, hat von einem bewegenden Beispiel mit dem Schepken Christy erzählt:

„Sehr berührt hat mich, was ich bei einer Begegnung mit der Reformierten Syrisch-Libanesischen Kirche erlebt habe:

Ich hatte eine Abbildung des Schepken Christi mitgebracht, um zu verdeutlichen, was das für eine Kirche ist, zu der ich gehöre.

Ich war darauf vorbereitet, etwas zur Aktualität des eindringlichen Bildes zu sagen.

Und dann wurde angesichts des Syrien-Krieges und der vielen Vertriebenen eben jene Geschichte ausgelegt und die Verzweiflung der Jünger zitiert:

»Meister, kümmerst es dich nicht, dass wir untergehen?«

Die Antwort, die vom so Fragenden dann selbst gegeben wurde, lautete:

»Was immer kommen mag, Jesus ist mit im Boot. Er lässt uns nicht allein.«

Danach bedurfte es nicht mehr vieler Worte darüber, was uns verbindet, wozu wir aufgefordert sind und worin unser Trost liegt.“

Amen.

III Schiffbruch mit Zuschauer

Die Sturmstillung nach Lukas 8, 22-25

Es geschah aber an einem jener Tage, dass er mit seinen Jüngern in ein Boot stieg und zu ihnen sagte: Lasst uns ans andere Ufer des Sees fahren. Und sie stiessen ab.

Während der Fahrt aber schlief er ein. Da fuhr ein Sturmwind auf den See herab, das Boot füllte sich mit Wasser, und sie gerieten in Gefahr.

Da traten sie zu ihm, weckten ihn und sagten: Meister, Meister, wir gehen unter! Er aber stand auf, schrie den Wind an und die Wogen des Wassers. Und sie legten sich, und es trat eine Windstille ein.

Da sagte er zu ihnen: Wo ist euer Glaube? Sie aber fürchteten sich und sagten staunend zueinander: Wer ist denn dieser, dass er selbst dem Wind und dem Wasser gebietet, und sie gehorchen ihm?

Liebe Gemeinde,

ein dramatisches Bild skizzieren die Evangelisten vor unseren Augen.

Schon als Kind hat mich die Geschichte von der Sturmstillung beeindruckt. Der Sturm, die bedrohlichen Wellen, der schlafende Jesus und die verängstigten Jünger – all das hatte ich beim ersten Hören im Kindergottesdienst vor Augen. Kein Satz ist zu viel. Die sparsame Erzählweise erzeugt einen Sog. Er drängt die HörerInnen zu einer Identifikation mit den angsterfüllten Jüngern.

Ungefähr 100 Jahre bevor die Geschichte von der Sturmstillung aufgeschrieben wurde, entstand ein anderer Text von einem Schiff im Sturm. Seine Worte wirken wie ein Gegenbild zur Geschichte von Jesus und seinen Jüngern auf dem See Genesareth.

Geschrieben wurde der kurze Text von Lukrez, einem römischen Philosophen.

Er steht in seinem Buch „Über die Natur der Dinge“ – *De Rerum Natura*.

2017 – im Jahr der Reformationsfeierlichkeiten – hatte dieses Buch selbst ein Jubiläum – es war genau 600 Jahre her, seitdem es in einer Klosterbibliothek in Fulda wiederentdeckt worden war.

In der Süddeutschen Zeitung war 2017 eine Empfehlung zu lesen, sich mit diesem Buch zu beschäftigen als Alternative zu dem Rummel um den Wittenberger Reformator.

Das lebenspraktische Denken von Lukrez wurde in dem Artikel der SZ mit einem Zitat aus dem Film „Der Sinn des Lebens“ von Monty Python umrissen: „Also, nun kommt der Sinn des Lebens. Nun, es ist wirklich nichts Besonderes. Versuch einfach, nett zu den Leuten zu sein, vermeide fettiges Essen, lies ab und zu ein gutes Buch, lass Dich mal besuchen und versuch mit allen Rassen und Nationen in Frieden und Harmonie zu leben.“

Das Denken von Lukrez lässt eine solche gelassene Haltung gegenüber dem Leben erkennen.

Er kommt völlig ohne Götter, ohne komplizierte moralische Systeme aus. Beten, Gottesdienste und Opfer – das bringt nichts.

Alles zwischen Himmel und Erde lässt sich mit natürlichen Ursachen erklären. Es ist das Ziel im Leben, möglichst gelassen, in Gemütsruhe und unberührt durch die Wechselfälle und Stürme des Lebens zu gelangen – was man auch in manchem Ratgeber unserer Tage finden kann.

Vor diesem Hintergrund ist die kleine Szene zu verstehen, die Lukrez am Anfang seines 2. Buches in „Von der Natur der Dinge“ entwirft.

Sie lautet so:

„Wenn Winde über weitem Meer das Wasser aufwühlen, ist es angenehm und beruhigend, vom festen Land aus zuzusehen, wie ein anderer dort zu kämpfen hat. Nicht das Leiden anderer ist Quelle dieses süßen Gefühls. Erfreulich vielmehr ist zu sehen, von welchem Unglück du selbst verschont bist“.

„Schiffbruch mit Zuschauer“ – in dieser Formel hat Hans Blumenberg vor einigen Jahren die Skizze des Lukrez auf den Punkt gebracht.

Das beruhigte Gefühl – „Mir geht es gut! Zum Glück bin ich jetzt nicht auf diesem Schiff, das da gerade untergeht“ – das ist für uns ein moralisch ziemlich zweifelhafter Blickwinkel.

Er lässt keine Empathie mit den untergehenden Opfern erkennen, kein Mitgefühl, keine Trauer – nur die Distanz und die Befriedigung, selbst nicht betroffen zu sein.

Der Beobachter des Schiffbruchs am Strand überlebt durch eine zufällige und unverdiente Eigenschaft: Er ist unbeteiligter Zuschauer.

Es verleitet zu der Lebenseinstellung: „Ich setze lieber auf das geringste Risiko im Leben. Ich genieße das Glück und die Lust, vor den Katastrophen im Leben sicher zu sein.“

Ich glaube, gerade in dieser Zuspitzung ist die kleine Skizze von Lukrez eine treffende Beschreibung für das Leben in unserer heutigen Zeit und Gesellschaft.

Schiffbruch mit Zuschauer – das steckt, wenn wir ehrlich sind – auch in manchen Trostgedanken, mit denen wir uns aufrichten, wenn wir z.B. an einer Krankheit leiden. „Es gibt so viele andere, denen geht es noch viel dreckiger als mir.“

Jeden Abend flimmern die Schiffbrüche, die Kriege und Katastrophen in der Tagesschau über unsere Bildschirme.

Wir nehmen es beinahe in Echtzeit wahr, egal wie weit entfernt wir sind. Die Eilmeldungen huschen über unsere Displays, sobald die ersten vagen Informationen über den Ticker laufen.

Wir sind andauernd Zuschauer.
Wir nehmen einen wesentlichen Teil der Welt und des Lebens vermittelt über Medien wahr.

Jugendliche gewinnen nicht selten den Eindruck, dass in den Medien, in den Fernsehsendungen und YouTube Kanälen das wirkliche Leben läuft, mit den richtigen Klamotten, Schminkstilen, mit den coolen Typen und mit spannenden Erlebnissen.
Wir leben unser Leben inzwischen ziemlich häufig im Modus von Zuschauern und Nachahmern.

Wir sind überforderte Zuschauer.
Die Massen an Bildern und Nachrichten können uns kaum noch erreichen und bewegen. Es ist zu viel. Es lässt sich nicht mehr verarbeiten.

Zugleich sind wir dankbar, wenn wir nicht betroffen sind von schlimmen Ereignissen.

Wir leben in einem der reichsten Länder der Welt, klimatisch begünstigt, technisch auf dem modernsten Stand, durchorganisiert und geregelt bis ins Letzte, in einer politisch stabilen und friedvollen Lage.

Wir sind sehr auf Sicherheit bedacht.
Für Versicherungen wird viel ausgegeben, um die Lebensrisiken abzusichern.

Wir wissen: Menschliche Technik ist nicht vollkommen.
Aber wir kommen der Perfektion immer näher.
Wir erwarten, dass die Geräte und medizinischen Einrichtungen funktionieren und uns vor Schlimmem bewahren.

Mit solch erwarteter Verlässlichkeit führen wir unser Alltagsleben – so gehen wir morgens unter die Dusche, steigen ins Auto oder in den Zug, fahren in den Urlaub oder setzen uns auf dem Jahrmarkt in ein Karussell.

Darum war es ein so unglaubliches und zugleich symbolträchtiges Unglück, als vor einigen Jahren das Kreuzfahrtschiff Costa Concordia auf Grund lief und umkippte.
Der Kapitän wollte einen pensionierten Kollegen an Land mit einer angeberischen Geste grüßen. Dazu manövrierte er das riesige Schiff viel zu nahe ans Ufer.

4000 Passagiere waren an Bord. Sie waren mit einem Grundvertrauen aufs Schiff gegangen. Der Kapitän brachte sie völlig unnötig in Lebensgefahr. Und dann verließ er das verunglückte Fahrzeug noch als einer der ersten und ließ die 4000 Menschen an Bord im Stich. Das Unglück hatte er anfangs vor den Einsatzstellen an Land geleugnet – es gebe nur einen Stromausfall. „Vada a bordo, cazzo!“ – „Geh an Bord, Arschloch!“ – so schrie ihn der Hafenkaptän in Livorno über Handy an.

Eigentlich ist ein solcher Schiffbruch unvorstellbar. Er dürfte nicht passieren. Es ist vollkommen idiotisch.

Aber so etwas geschieht. Es ist leider inzwischen sogar ein vergleichbar fatales Ereignis auf weltpolitischer Ebene vorstellbar.

Wenn einem ein Unglück widerfährt, dann fragt man sich unweigerlich: „Warum musste mir das passieren?“, „Warum bin ich auf diese Reise gegangen?“, „Warum habe ich mich einem solchen Risiko ausgesetzt? – Weil es in unserer durchorganisierten Welt überhaupt nicht mehr als Risiko erscheint!

Letztlich kommen wir immer zurück auf den banalen Punkt, den wir leicht verdrängen: Solange wir leben, ist das Leben lebensgefährlich.

Der unbeteiligte Zuschauer des Schiffbruchs am Strand bei Lukrez ist eine Illusion.

Wir selbst sind immer schon eingeschifft – wie Blaise Pascal einmal sagte. Wir leben immer schon wie auf hoher See. So kommen wir schon auf die Welt.

Es gibt keine unbeteiligten und ungefährdeten Standpunkte, auf denen wir uns in völliger Gelassenheit daran freuen können, dass wir sicher und nicht betroffen sind.

Das wäre ein Standpunkt über allen Dingen. Er käme allein Gott zu.

Aber selbst Gott wählt diese sichere Position des Zuschauers nicht.

Davon erzählt die Geschichte von der Sturmstillung.

Gott ist dabei auf diesem Boot, mitten im Unglück.

Was gibt überhaupt den ersten Impuls für den Beginn der Schiffsreise?

Die Evangelisten unterscheiden sich in diesem Punkt in kleinen, aber wesentlichen Nuancen.

Bei Matthäus geht der Meister voraus, die Jünger folgen ihm: *Dann stieg Jesus in das Boot, und seine Jünger folgten ihm.*

Die Jünger folgen seiner Autorität und Glaubwürdigkeit. Jesus trägt die Verantwortung für die Entscheidung.

Die Jünger vertrauen ihm und geraten im Sturm in eine umso schlimmere Krise. Ihr Grundvertrauen in Jesus wird erschüttert.

Bei Lukas finden wir eine Variation, die unserer Lebenseinstellung näherkommt.

Es geschah aber an einem jener Tage, dass er mit seinen Jüngern in ein Boot stieg und zu ihnen sagte: Lasst uns ans andere Ufer des Sees fahren. Und sie stiessen ab.

Bei Lukas klingt es nach einer gemeinsamen Entscheidung. Jesus stimmt die Absicht mit den Jüngern ab, ans andere Ufer zu fahren. Es herrscht Einverständnis. Jesus und seine Jünger wirken wie gleichrangig, die Wahl des Reiseziels wie eine gemeinschaftlich getroffene Entscheidung.

Und so stoßen sie vom Ufer ab.

Nun könnte man sagen: Da ist doch immer noch die Autorität Jesu das vorherrschende Element.

So wie bei uns, wenn wir zum Arzt gehen.

Der Mediziner oder die Medizinerin schlägt eine Behandlung vor. Dann werden wir über die Risiken und Nebenwirkungen aufgeklärt. Wir müssen einen Text mit einer langen Liste möglicher schlimmer Nebenwirkungen unterschreiben und zustimmen.

Wir verstehen nichts von Medizin und verlassen uns auf das fachliche Wissen des Arztes, bzw. der Ärztin und auf die Erfahrung dieser Person.

Aber trotzdem bleibt es unsere Entscheidung, ob der Eingriff vorgenommen werden soll.

Ohne Vertrauen können wir diese Entscheidung nicht treffen.

Dieses Vertrauen zeigt Jesus selbst – nicht unbedingt die Jünger.

Während der Fahrt schläft er ein – so wie manch einer einschläft bei einer langen Autofahrt auf dem Beifahrersitz.

Ob sich Jesus und seine Jünger dem Können eines Kapitäns anvertrauen, erfahren wir nicht. Vielleicht führen auch die Jünger selbst das Ruder des Bootes.

Bei ruhiger See ist das ein stimmiges, ein schönes Bild, wie Jesus auf dem schaukelnden Boot schlummert.

Aber es bleibt nicht so.

Lukas erläutert dem Leser die natürliche Ursache des Sturms. Das Unwetter ist kein göttliches Eingreifen wie eine Gotteserscheinung mit Beben und rauchenden Bergen.

Da fuhr ein Sturmwind auf den See herab, das Boot füllte sich mit Wasser, und sie gerieten in Gefahr.

Es sind Fallwinde, die plötzlich auftreten und das Boot in drängende Seenot bringen.

Ab jetzt passt der Anblick des schlafenden Jesus nicht mehr in der Geschichte. Das macht Lukas ganz deutlich.

Aber genau in diesem reibenden Gegensatz erweist sich, dass Jesus kein unbeteiligter Zuschauer in absoluter Gemütsruhe und Gelassenheit ist.

Er ist mit einem starken Vertrauen mitten unter ihnen auf diesem Boot – sozusagen sehr aktiv mitten im Schlaf.

Wenn wir nun denken, dass Jesus das ja auch kann, weil es ihm doch ein Leichtes ist, mit einem Fingerschnipsen den stürmischen See in eine sonnige Sommerlagune zu verwandeln, verkennen wir den Charakter dieses Vertrauens.

Die abschließende Frage der Jünger fährt uns leicht auf die falsche Fährte.

Wer ist denn dieser, dass er selbst dem Wind und dem Wasser gebietet, und sie gehorchen ihm?

Aber diese Frage soll die Aufmerksamkeit nicht auf das aufsehenerregende Naturwunder lenken, sondern auf Jesus selbst, auf seine extreme Nähe und Verbundenheit mit Gott. Denn nur von Gott ist es überliefert, dass er dem Meer und den Winden gebieten kann.

Der schlafende Jesus, der sich in dem starken Sturm Gott anheimgibt, ähnelt dem leidenden Jesus am Kreuz.

Er vertraut sich ganz Gott an, der völlig abwesend zu sein scheint.

Keine Heerscharen von Engeln kommen ihm zu Hilfe. Kein Schrei in den Wind, der alles ungeschehen sein lässt.

Am Ende stirbt Jesus.

Er wird nicht gerettet.

Dieser Horizont ist auch in dem Vertrauen gegenwärtig, als Jesus und die Jünger im Sturm sind.

Jesus vertraut auf Gott auch vor dem Hintergrund eines möglichen Unterganges im Sturm – in dem er und die Gemeinschaft mit seinen Jüngern selbst dann nicht von Gott getrennt sein werden.

Die Jünger vermögen so nicht zu vertrauen. Es gelingt ihnen weder hier im Boot noch in den Tagen, als Jesus verhaftet und gefoltert wird und in denen er am Kreuz stirbt. Im Boot bringen sie nur ihre Angst und Verzweiflung zum Ausdruck: *Meister, Meister, wir gehen unter!*

Am Kreuz ist Jesus einsam und allein. Alle sind fort, geflohen, voller Angst und Verzweiflung.

Im Boot ist es das Vertrauen in Gott, mit dem Jesus stellvertretend für sie alle das Boot und die Jünger über Wasser hält.

Am Ende gibt er sich einsam ganz dahin in Gottes Arme – stellvertretend für alle, die längst geflohen sind und die noch Zeit brauchen.

Sie benötigen Zeit, um eine Antwort zu finden auf diese Frage, die Jesus ihnen damals auf dem See Genezareth gestellt hatte: *Wo ist euer Glaube?* Zaghaft, manchmal mit mutigen Schritten, manchmal mit ängstlichem Zurückweichen haben sie diese Antwort gefunden, immer wieder erprobt – bis heute.

Meist sind es Antworten, die erkennen lassen, wie sehr wir im Leben stehen mit allem Lachen und Weinen, mit aller Not und allem Glück – nicht wie unbeteiligte Zuschauer, sondern wie Menschen, die mit jeder Faser ihrer Existenz da sind, gegenwärtig, konzentriert, leidenschaftlich – an der Seite der Menschen mit ihrem Leid und ihrem Glück.

Manchmal gibt es beeindruckende Antworten auf die Frage „Wo ist euer Glaube?“ Es lohnt, sie zu teilen, so wie diese Zeilen von Dietrich Bonhoeffer aus „Widerstand und Ergebung“:

*Ich glaube,
dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes
entstehen lassen kann und will.
Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten
dienen lassen.*

*Ich glaube,
dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandkraft geben
will, wie wir brauchen.
Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns
selbst, sondern allein auf ihn verlassen.
In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft
überwunden sein.*

*Ich glaube,
dass auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind,
und dass es Gott nicht schwerer ist mit ihnen fertig zu werden,
als mit unseren vermeintlichen Guttaten.*

*Ich glaube,
dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige
Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.*

Amen.

